

Zurückgekehrt

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 44

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

— kann ich ihn vielleicht einen Moment sprechen?»

Die Frau sah ihn erstaunt und miss-
trauisch an. Er bedauerte, dass der
Raum zu dunkel war, als dass er den
Ausdruck ihres Gesichtes hätte erken-
nen können. War sie erstaunt oder war
es ein höhnischer Blick, den sie ihm
zuwarf?

«Wen meinen Sie, bitte?», fragte sie.
«Ich lebe hier allein mit meiner Toch-
ter.»

«Der Herr, der vorhin hier eintrat.
Ich suche ihn. Ich möchte ihm gerne
etwas mitteilen.»

Wieder der «erstaunte» Blick.
«Ich weiss nicht, wen Sie meinen.
Vor einer halben Stunde war ein Kunde
hier, aber er ist längst weggegangen.»
Sie stützte die Hände auf den Laden-
tisch, sah ihn abwartend an und
schwieg. Keller wollte gerade gehen,
als sie unverhofft noch einige Worte
hinzusetzte.

«Ich kenne ihn nicht», sagte sie und
eine boshafte Betonung schien in dem
kleinen Satz zu liegen.

Keller entschuldigte sich und ver-
liess den Laden. Er war vollkommen
sicher, dass der Arzt das Geschäft be-
treten und nicht wieder verlassen hatte.
Wenigstens nicht durch die Ladentüre.
Das Haus hatte allerdings auf der Seite
einen zweiten Ausgang. Aber auch
diese Türe hatte er von der Strasse aus
unter den Augen gehabt. Blich nur
noch die Möglichkeit, dass sich eine
dritte Türe auf der hinteren, den Fel-
dern zugekehrten Seite befand. Lang-
sam machte er eine Runde rings um
das Haus herum, fand aber nichts.

Nun — Häuser und Menschen merkte
er sich, und zu seiner Zeit würde er ihr
Inneres aufdecken.

Keller drückte den Hut wieder in die
Stirn und ging weiter.

«Ich kenne ihn nicht», hatte die
Frau gesagt. Aber Richard war Arzt
und lebte seit einer Reihe von Jahren
in diesem Dorf. Auf der Strasse er-
kannte und begrüßte ihn jedes Kind.
Die Frau hatte sich verraten.

Die Frau log.

Keller kam nun tiefer ins Dörfchen
Breitbach, das in seiner Mitte fast wie
ein kleines Städtchen aussah. Haus an
Haus aneinandergebaut, zu beiden Sei-
ten der gepflasterten Strasse. Es erin-
nerte ihn stark an den Ort, wo er selbst
aufgewachsen und als Kind sich ge-
tummelt hatte, vor langer, langer Zeit.
Kinder gingen auch hier, die Schul-
tasche am Rücken, an ihm vorbei und
erfüllten die Strasse mit Lärmen und
Spielen.

Die «Krone» lag am Ende der
Strasse. Es war, wie Keller feststellte,
ein behäbiger, einladender Landgast-
hof, zu dem er nicht ungern seine

Schritte lenkte. Ein Bier wäre jetzt
richtig, dachte er, als er vor dem Hause
stand. Und er betrat zuerst die geräu-
mige Gaststube zu ebener Erde.

Zu dieser Zeit war sie sozusagen leer.
Ausser ihm waren nur zwei Gäste an-
wesend, zwei Bauern, die in einer Ecke
aufeinander einredeten und irgendeinen
Handel abzuschliessen schienen.

«Ein Dunkles, Fräulein», sagte er zu
der eintretenden Serviertochter und
lehnte sich zurück, um zu verschlafen.

Hier hatte Maria gewohnt, das Mäd-
chen mit dem lieblichen Gesicht. Sie
passte hier wie die Faust auf Auge;
eine elegante, junge Dame mit einem
Herzen voll Kummer und bleichen
Wangen, in diesem Haus voll blühen-
der Blumen, gesundes Leben und fried-
licher Behaglichkeit. Hier musste sie
sich einsamer, beschwerter gefühlt ha-
ben denn je. Oder waren Stille und
Friede des einfachen Gasthofes ihr ein
Halt gewesen?

«Fräulein Stadler aus Zürich hat bei
Ihnen gewohnt?», fragte er die Servier-
tochter, als sie mit dem Bier zurück-
kehrte.

Das Mädchen mit seinem runden Ge-
sicht und den roten Backen blieb sofort
wie angegallt an seinem Tischchen
stehen und sah mit neugierigen Augen
auf ihn nieder. Sie sprach eine lang-
same, breite Mundart.

«Sie mussten ins Spital, und jetzt sei
sie verschwunden, stellen Sie sich vor!«
Dabei ist sie vor kurzer Zeit noch hier
herumgegangen. Aber ich habe gleich
gedacht, dass etwas nicht stimme. So
still, wie sie immer war, und gewieint
hat sie auch. Und die Frau hat gesagt,
bestimmt ist das eine aus der Stadt,
die Liebeskummer hat. Und gegessen
hat sie fast nichts, wissen Sie, sozusagen
gar nichts!»

«So, so», sagte Keller und trommelte
gedankenvoll mit seinen Fingern auf der
Tischplatte.

Es stimmte also, dass die junge Maria
schweren Kummer gehabt hatte. Und
er sass hier auf der Suche nach ihr vor
einem Bier und verlor Zeit.

«Ich suche sie nämlich», sagte er zu
dem Mädchen neben seinem Stuhl.
«Können Sie mir sagen, Fräulein, hat
Fräulein Stadler in den Tagen, die sie
hier verbrachte, jemals Besuch ge-
habt?»

Er bekam keine Antwort, und als er
aufblickte, sah er, dass das Mädchen
ihn mit weitauferissenen Augen an-
starrte.

Oh — Sie — Sie suchen sie? Sind
Sie also von der — — —

«Ja, ich bin von der Polizei, Fräulein,
wenn Sie das meinen. Ich hoffe,
hier einige Anhaltspunkte für Fräulein
Stadlers Verbleib zu finden.»

«Soll ich die Frau rufen?»

(Fortsetzung folgt)

Rechts:
Echter Soldatenchor
marchierten Soldaten und
Offiziere kameradschaftlich
in gleichem Reih und
Glieder zum Schloss hinunter

Mitte unten:
Am Bahnhof in Spiez
besammelten sich die
Männer der Kompanie

Unten:
Am Bahnhof in Spiez
besammelten sich die
Männer der Kompanie

Wachet



Wir haben einer von vielen Grenzbeset-
zungen Sonntag in Spiez trafen sich
Männer der Kompanie. Der Musikverein Spiez
hatte die Einheit mit klingendem Spiel vom
Bahnhof zum imposanten Sitz der verdienst-
vollen Geschlechter der Bubenberg- und Er-
bkolonne in der angeschlossenen Viererkolonne
marschiert. In der Hauptmann neben dem
Kommandanten der Kompanie, der die Kompanie
in ihrer Mannschaft. Zehn Abteilungs-
führer in schwerer Zeit haben eine Kame-
radschaft geschaffen, die ungeachtet der Grad-
unterschiede bestehen bleibt. Im Schlosshof
bestehen der Feldprediger die Kompanie
Erfüllung ihrer Aufgabe, auch wenn der
Krieg unser Land wieder einmal verschont
hat. Der Feind von aussen ist auf unbe-
kannte Zeit gebannt, den Feind von innen
wird die saubere Kameradschaft, das soziale
Gefühl für alle, alle für Einen, begegnen.
Der Aufeinandergegrüßten, das soll
bleiben in alle Zukunft, zum Nutzen
des Landes in guter und schwerer Zeit.
Die Kompaniekommandanten eindruck-
voll Worte hielten sich an das Tadel-Wort
des «Ring i der Chetti»: «Mir hei ne
Heimat, mir syn ere e ganze Ma-
nnschaft».

Nach der Feier im Schlosshof trafen sich
die Kompanisten, die unter ihrem verehrten Kom-
mandanten selbstverständliche Pflichterfül-
lung und gute Kameradschaft, das soziale
Gefühl für alle, alle für Einen, begegnen.
Die Kompanisten rückblickend Beisammensein.
wieder einmal wurden mit Stolz die An-
gebungen hervorgehoben, nach deren diese
zuletzt ergrauter Soldaten als Mu-
sterr stellt wird.

Es war eine von vielen Kompanietagen-
feste. Der Name der Einheit, der Offiziere, der
Kompanisten, spielt dabei keine Rolle.
Der Kommandant wird sich das Ereignis wieder-
holt mit Abweichungen im Programm, im
Programm. Der Geist aber, und darüber
oben wie uns freuen im Jahre nach Schluss
des ersten Weltkrieges, wird der gleiche
Bauer Arbeiter und Unternehmer span-
nen zusammen für ein Ganzes. Und ihnen
gilt das Mahnwort des Predigers:

Zurückgekehrt

Der Waldrain-Bauer war noch einer
von altem Schrot und Korn. Von morgens
früh bis abends spät wirkte und schaffte
er und war in der ganzen Gegend als
tüchtiger Mann bekannt und geachtet. Der
Mulden-Peter, wie man ihn im Dorf
nannte, hatte eine fleissige Frau und eine
einzige Tochter namens Käthli. Letztere
war ein hübsches Mädchen mit blonden
Haaren und braunen Augen. Da das Schul-
haus jenseits des Dorfes lag, hatte Käthli
einen Schulweg von zwanzig Minuten. Es
war aber nie allein, denn mit ihm kam
immer das Mieschboden-Bauern-Sämel,
der Sohn eines weniger begüterten Bauers.
Die beiden mochten sich recht gut lei-
den, und bei der Jungmannschaft des Dor-
fes munkte man Verschiedenes.

Es kam die Zeit, wo beide aus der
Schule kamen. Käthli half zwar weiter
daheim auf dem elterlichen Hof, aber Sami
musste für ein Jahr in das Welschland.
Nach dieser Zeit tauchte Sami wieder auf,
und man konnte ihn öfters mit seiner frü-
heren Schulkameradin, der Käthli, sehen.
Der Waldrain-Bauer sah das aber nicht
gern. Nicht dass er etwas gegen Sami ge-
habt hätte, nicht in geringsten, doch
meinte er, Sami sei zu schwach, um einmal
einen Hof übernehmen zu können. Käthli
solle sich diese Liebchaft aus dem Kopf
schlagen, und es habe überhaupt noch Zeit,
es gebe noch manchen flotten Burschen
im Dorf.

Käthli war nicht der leichten Meinung,
sagte aber nichts. Sami verliess eines
Tages von neuem das Dorf, um eine land-
wirtschaftliche Schule zu besuchen. Wo er
war, wusste eigentlich niemand genau, da
der Mieschboden-Bauer ein verschlossener,
wortkarger Mann war. Zweimal hatte Käthli
noch Post bekommen, dann aber nichts
mehr. Die Briefe waren auf der Bahnpost
aufgegeben worden, so dass kein Abgangs-
ort auf dem Stempel zu erkennen war.

Jahre verlossen nun, und das Leben
im Dorf ging weiter. Käthli war eine hü-
bsche Tochter geworden und weiterhin
von den Burschen umschwärmt und be-
gehrt. Doch war sie nicht so leicht zu
haben, und wer die Wahl hat, hat die
Qual. Da waren nämlich gleich zwei
stramme Bauernsöhne aus dem Dorf, mit
gutem Ruf und schönem Hof, die um
Käthli Hand anhielten. Beide waren öfters
auf Besuch beim Mulden-Peter, bald der
eine, bald der andere. Käthli wusste nicht
ein noch aus, mochte es doch den Mutter-
Fritz wie den Räder-Hans gut leiden. Da
kam ihm ein feiner Zufall zu Hilfe. Im
Dorf rüstete man sich zum kommenden
Schwingfest, das zu den bekanntesten ge-
hörte von nah und fern. Nur die besten
Schwinger wurden dazu eingeladen. Fritz
und Hans waren auch dabei, ja man zählte
sie sogar zu den «Bösen». Als eines Abends
Fritz und Hans zufälligerweise miteinander
auf dem Waldrainhof auf Besuch wa-
ren, erklärte ihnen Käthli, dass es den-
jenigen von ihnen heiraten werde, der
oben aus schwinde. Das war bald das
Dorfgespräch. Jeden Abend wurde nun in
der Hofstatt geübt und geschlingelt, dass
man seine helle Freude daran haben
konnte. Fritz und Hans zeigten sich hier
schon von ihrer besten Seite, indem jeder
natürlich für sich, die jeweiligen Gegner
in Kürze erledigte.

Der Mulden-Peter war mit dem Ent-
schluss seiner Tochter zufrieden, hatte er
früher doch selbst geschwungen und hielt
die schöne Kunst noch immer hoch in
Ehren.

Der grosse Tag war gekommen. Im
Ried, einem schön gelegenen grossen Platz,
gleich am Dorfrand, waren drei Sigmehl-
ringe ausgestreut worden. Viele Schau-

lustige waren gekommen; sogar aus dem
15 Kilometer entfernt gelegenen Städtchen
hatten sich Besucher eingefunden.

Der Waldrain-Bauer hatte sich mit sei-
ner Tochter zwei der vordersten Plätze ge-
sichert und harrte nun der Dinge, die da
kommen sollten. Die Dorfmusik «Harmo-
nie zur Eintracht» spielte den Eröffnungsmarsch, als die ersten Paare Griffe fassten.

Das Anschwingen dauerte bis gegen
Mittag, und als das Ausschwingen begann,
standen Hans und Fritz in den vorderen
Rängen. Beide hatten sich bisher glänzend
ihrer Aufgabe entledigt. Nachmittags um
drei Uhr begann der Ausstieg. Da waren
ihre acht, die den Titel eines Schwinger-
königs unter sich ausmachten. Nach einer
halben Stunde standen noch vier unge-
schlagen an, die Reihe. Direkt vor dem Mul-
den-Peter und seiner Tochter stiegen nun
die beiden Freier in die Hosen. Man hatte
sie zusammengestellt und in Ring neben
zwei andere, Unbekannte. Das war ein
Kampf! Die beiden Burschen um Käthli
Hand machten sich das Leben sauer. Bald
war der eine, dann der andere in Gefahr,
auf den Rücken gelegt zu werden. Das
halbe Dorf umsäumte dichtgedrängt den
Ring und verfolgte gespannt den Ausgang
des Kampfes, wo doch jeder wusste, um
was es ging. Da, plötzlich ein leiser Auf-
schrei in der Menge, und Fritz hatte Hans
mit innerem Brennen zu Boden und auf
den Rücken befördert. Hans war nun für
Käthli endgültig ausgeschieden. Jetzt musste
Fritz noch mit dem anderen in Gefahr,
auf den Rücken gelegt zu werden. Es
wurde eine kleine Pause eingeschaltet, in
der sich Hans entspannte. Fritz dagegen
war in angeregter Plauderei mit Mulden-
Peter und seiner Tochter. Nun wurde zum
Schlusskampf aufgerufen. Mutter-Fritz be-
trat von neuem den Ring und von der
anderen Seite der fremde Schwinger. Dieser
war ein wahrer Athlet und trug ein kleines
Schmurrbärtchen. Nun hatten sie Hand ge-
fasst; es ging los. Aber was war das, der
Fremde riss Fritz mit unbändiger Kraft
vom Boden, zog ihn an sich und liess sich
rückwärts fallen. Auf dem Platz war alles
still, und Hunderte von Augenpaaren ver-
folgten die beiden Schwinger. Hup, der
Fremde drehte sich im Fallen elegant mit
Fritz und dieser flog mit dumpfem Tschüss
ins Sigmehl und schaute in die Sonne. Der
Fremde hatte mit raffiniertem Schlingung
gewonnen. Der Befall war nicht extra,
hätte man doch allgemein Fritz lieber als
Schwingerkönig gesehen als einen Frem-
den. Dieser schritt nun auf den Mulden-
Peter und dessen Tochter zu. Dort ange-
langt, riss er plötzlich mit schnellem Griff
sein Schmurrbärtchen weg, und er stand
vor ihnen? Der Mieschboden-Sämel, leib-
haftig, er war es. Er hatte sich stark ver-
ändert, ohne Schmurrbärtchen erkannte
man ihn jedoch sofort. Käthli wurde rot
über das ganze Gesicht und gab Sami ver-
legen die Hand. Nun ging ein Jubel los;
man hatte Sami erkannt, und alles wollte
ihn sehen. Dieser aber verzog sich mit
Mulden-Peter und seiner Tochter, wo noch
am gleichen Abend bei letzterem zu Hause
Käthli mit ihrer ersten Liebe, dem Miesch-
boden-Sämel, Verlobung feierte.

Sami war sechs Jahre fort gewesen und
hatte in der Fremde das Schwingen er-
lernt. Durch Zufall bekam er Wind von
Käthlis Entschluss und entschloss sich, da
seine Jugendliebe noch zu haben war,
heimzukehren und am Schwingfest teilzu-
nehmen. Um nicht sofort erkannt zu wer-
den, kiebte er sich ein Schmurrbärtchen an.
Auf diese Weise gelang es ihm, unerkannt
zu bleiben, bis er selbst sich zu erkennen
gab.

Ed.